Nr. 238. Freitag, den 11. Oktober 1912. 26. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo" erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt" und „Die arbeitende Jugend") durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1.20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt" 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11 Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags). in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei H. Möller, Schulstr. 13. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu zwei Beilagen.

Die Diplomatie und der Balkankrieg.

Herr Ssasonow hat mit einem Lächeln der Befriedigung Berlin verlassen können, nachdem in letzter Stunde die Kriegserklärung Montenegros an die Türkei den Bankerott der europäischen Diplomatie allen vor Augen geführt hatte. Seit Wochen war die diplomatische Feuerwehr am Werke, den Brand zu löschen, den sie selbst am Balkan entzündet hat; seit Wochen hat der commis voyageur der zarischen Auslandspolitik in den Hauptstädten Europas unter der Maske des Friedensapostels dem kriegerischen Vorstoß der unter Rußlands Leitung stehenden Balkanstaaten den Boden bereitet — bis im letzten Augenblick der Agent des Zarismus, Montenegro, als Avantgarde der verbündeten Balkanstaaten gegen die Türkei losging. „Montenegro ist uns durch die Lappen gegangen!" erklärte Herr Ssasonow mit gemachter Resignation. Ein Augurenlächeln der diplomatischen Mitverschworenen war die Antwort auf diese Heuchelei des russischen Ministers.

Es gibt kein Wort, das scharf genug wäre, das frevelhafte Doppelspiel der russischen Regierung zu brandmarken. Damit sei durchaus nicht gesagt, daß die Methoden der englischen, französischen, deutschen und österreichischen Diplomatie höher einzuschätzen seien, als das Vorgehen der zarischen Diplomaten in der Balkankrise. Der Unterschied ist bloß der, daß die russische Diplomatie, ungeachtet aller gegenteiligen amtlichen Behauptungen, am Balkan andere Zwecke verfolgt, als die genannten Großmächte. Diese sind bei der jetzigen Balkankrise an der Erhaltung des status quo interessiert: England — um seinen neu erworbenen Einfluß am goldenen Horn nicht zu verlieren; Frankreich — um das Schicksal der im Orient investierten Milliarden seiner kleinen Sparer nicht zu gefährden; Deutschland — um die Zuneigung des ihm als wirtschaftliches Ausbeutungsobjekt nahestehenden Ottomanenreiches nicht völlig einzubüßen; Oesterreich endlich — weil es erst kürzlich zwei türkische Provinzen in die Tasche gesteckt hat und eifersüchtig darüber wacht, daß ihm der Weg nach Saloniki, diesem Ziel des österreichischen Imperialismus, von keiner anderen Macht verlegt werde.

Rußland befindet sich hinsichtlich der Balkanfrage in einer anderen Lage. Seit jeher sah das amtliche, nationalistische Rußland seinen Ehrgeiz darin, die Hegemonie über die kleinen Balkanstaaten wiederzugewinnen und den Ausgang aus dem Schwarzen Meer zu erzwingen. Die Methoden, die es hierbei anwandte, wechselten mit der Zeit. Noch vor nicht gar langer Zeit ließ die Zarenregierung in den Balkanstaaten durch ihre Agenten Verschwörungen veranstalten, Attentate und Mordversuche gegen die Staatsmänner und Fürsten verüben, die nicht bloß Kreaturen in den Händen Rußlands sein wollten. (Ausführliches darüber findet man in den geheimen Dokumenten zur russischen Orientpolitik, die auf Veranlassung des bulgarischen Ministerpräsidenten Stambulow 1893 veröffentlicht wurden.) In den letzten Jahren schlug die russische Diplomatie am Balkan andere Wege ein. Nach dem Zusammenbruch der neoslavistischen Agitation während der Annexionskrise galt es, das Vertrauen der Balkanstaaten durch zähe Minierarbeit wiederzugewinnen. Der neuernannte russische Gesandte in Belgrad, Herr v. Hartwig, nahm die Balkanbundesidee Tscharikows auf und führte eine Militärkonvention zwischen Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro herbei. Als Agent und zugleich als Beschützer dieses Viererbundes reiste Herr Ssasonow nach dem Auslande, um das von der russischen Hetzpresse propagierte Ziel zu erreichen: Nichteinmischung der Mächte in den Kampf zwischen den Balkanstaaten und der Türkei!

Diese Losung der russischen Expansionspolitiker, die sich mit der berühmten „Lokalisation" des Balkanbrandes deckt, birgt trotz ihres anscheinend friedlichen Charakters die schwersten kriegerischen Gefahren in sich. Die beste Illustration dafür sind die Nachrichten, die über die russischen Truppenmobilisationen in die Presse gelangt sind. Nachdem die neueste sensationelle Mobilisationsorder russischerseits als Zufall, als Gefälligkeit gegen das verbündete Frankreich dargestellt wurde, bringt die Preßzentrale die Nachricht, daß die Militärverwaltung der polnischen Gouvernements an alle Truppenkörper Befehle hat ergehen lassen, die Mobilmachung innerhalb zehn Tage durchzuführen. Gleichzeitig mit der vollzogenen Mobilisation werde in den davon betroffenen Militärbezirken Warschau und Wilna der verschärfte Belagerungszustand verhängt werden. Anderseits verlautet wieder, ähnliche Maßnahmen würden von der österreichischen Regierung in Galizien und Bosnien vorbereitet. Diese Maßnahmen bringen kraß zum Ausdruck, was bei der Zerrissenheit Europas, den Sonderbestrebungen der beiden stärksten Mächtegruppen und dem Zusammenbruch der neuesten diplomatischen Aktion schon ohnedies klar ist — daß die ersten Flintenschüsse am fernen Balkan eine Aera schwerer wirtschaftlicher Erschütterungen und politischer Komplikationen auf dem europäischen Festlande einleiten. Anstatt dem russischen Brandstifter am Balkan zu bedeuten, daß sämtliche Mächte eine Einstellung der Hetzarbeit in den Balkanstaaten forderten, anstatt gemeinsam und entschlossen den beginnenden Brand zu löschen, vertrödelte die europäische Diplomatie die kostbarste Zeit, verzettelte sie ihre angebliche Friedensenergie in kleinlichen Eifersüchteleien und Sonderaktionen, bis die Gefahren, die sie nicht zu bannen vermochte, über ihrem Kopfe zusammenschlugen.

Auch die russische Regierung, die sich des Erfolges rühmen kann, für die von ihr aufgestachelten Balkanstaaten Zeit gewonnen und die Vermittlungsaktion illusorisch gemacht zu haben, befindet sich in einer ähnlichen Lage. Auch ihr sind die Ereignisse über den Kopf gewachsen und sie wird kaum imstande sein, den Gefahren zu begegnen, die sich aus ihrem frevelhaften Spiel mit dem Kriegsfeuer ergeben dürften. Es sind, wie in einigen Blättern zutreffend bemerkt wurde, zwei Tendenzen, die sich namentlich in der letzten Zeit in der russischen Auslandspolitik den Rang streitig zu machen suchen. Die eine, gemäßigtere Tendenz, meist von den verantwortlichen Instanzen vertreten, geht darauf aus, die günstige Lage Rußlands zwischen Dreibund und Tripelentente zur Erweiterung des russischen Machtbereiches in Asien, zur Konsolidierung seiner finanziellen und militärischen Kräfte, zur Stärkung seines Einflusses in der europäischen Politik auszunutzen. Dieser Strömung steht eine andere gegenüber, die, auf mächtige Hof- und Militärkreise gestützt, im Interesse der Ablenkung von den inneren Angelegenheiten zu den äußeren, im Interesse der Eroberung neuer Märkte eine stärkere Expansion der russischen Auslandspolitik fordert. Das nationalistische und chauvinistische Element, das, künstlich großgezogen, immer mehr an Einfluß gewinnt, kommt dieser Strömung entgegen. Es ist z. B. kaum glaublich, was die russische Presse, die offiziös-nationalistische wie die liberale, sich hinsichtlich der Balkanfrage leistet. Nachdem die offiziöse Presse, voran die „Nowoje Wremja", in den letzten Wochen systematisch zum Kriege gehetzt und es als ein Staatsverbrechen bezeichnet hat, wenn die Balkanstaaten nicht den Krieg gegen die Türkei beginnen würden, droht das Organ des Großkapitals, „Golos Moskwy", Rußland werde zum Dreibund übergehen, wenn Frankreich und England nicht energischer die russische Erpresserpolitik am Balkan mitmachen würden! Auch der russische Liberalismus, der zwischen schwächlicher Opposition und patriotischer Knechtseligkeit hin- und hertaumelt, sucht den Kontakt mit dem offiziellen Balkankurs zu bewahren. So schreibt das Hauptorgan des russischen Liberalismus, das Kadettenblatt „Retsch", die wichtigste Aufgabe der russischen Diplomatie bestehe darin, „der Einmischung Oesterreichs in die bevorstehenden Balkanereignisse vorzubeugen". Die europäischen Mächte müßten es den Balkanstaaten ruhig überlassen, ihren Zweikampf mit der Türkei auszufechten. So schreibt das Blatt, obgleich es ihm nur zu gut bekannt ist, was von der „Lokalisation" der Balkankämpfe zu halten ist.

Ungeachtet dieser aus Perfidie und Heuchelei zusammengesetzten Treiberei der russischen bürgerlichen Presse kann indes nicht davon gesprochen werden, daß die Regierung bei weiteren Komplikationen am Balkan einen Rückhalt in den Massen finden könnte. Was die russische Arbeiterklasse über die Balkanpolitik des Zarismus denkt, hat die russische sozialdemokratische Fraktion in der Duma schon, als Iswolski während der bosnischen Krise an die Duma appellierte, in ihrem flammenden Protest zum Ausdruck gebracht. Und daß auch die Bauernschaft, diese Kerntruppe für die Armee, für die Eroberungszüge des Zarismus kein zuverlässiges Material bildet, beweist nicht nur der klägliche Ausgang des japanischen Krieges, das beweisen auch die fortgesetzten Meutereien in der Marine und die dumpfe Gärung, die in der gesamten Armee herrscht. Der künstlich erzeugte Begeisterungsschwall für die „unterdrückten slawischen Brüder" am Balkan, wird bei den ersten politischen Komplikationen wie Rauch verschwinden, und bleiben wird nur die große Enttäuschung und die Revolutionsfurcht der unverantwortlichen Regierung, die an dem Feuer am Balkan ihr Süppchen zu kochen sucht.

Die Kriegshetze in Oesterreich.

Wien, 9. Oktober.

Angesichts der unermeßlichen Gefahr, die nicht bloß die Völker des Balkans, sondern auch die Oesterreich-Ungarns und die Arbeiterschaft anderer europäischer Staaten — nicht zuletzt Deutschlands — bedroht, ist die rücksichtslose Aufdeckung dessen, was die Regierungen in dieser kritischen Situation tun und lassen, ein Gebot der Notwendigkeit. Man mag sich darüber streiten, ob in erster oder letzter Linie die Unfähigkeit der Diplomatie an dem furchtbaren Unglück, das sich vor unsern Augen in ungeheurer Größe entfaltet, schuld ist, oder ob in ihrem Wahnsinn zielbewußte Methode und fein ausgeklügelte Absicht zu erblicken ist; die Tatsache selbst, daß sich die Verhältnisse auf dem Balkan so weit und bedrohlich entwickeln konnten, ist das vernichtendste Urteil, das über die europäische Diplomatie gefällt werden kann.

Schon das sogenannte Exposé, welches Graf Berchtold Ende September in der österreichischen Delegation gehalten hatte, ließ erkennen, daß der Karren auf dem Balkan total verfahren sei, und daß die Erklärung des Ministers den Zweck verfolge, die „Legitimation" für ein späteres Einschreiten vorzubereiten. Um die Motivierung war Graf Berchtold nicht verlegen: Die österreichischen Interessen auf dem Balkan, die Sorge um die Aufrechterhaltung des Statusquo, des unveränderten Zustandes in den Machtverhältnissen. Nichts mehr und nichts weniger! Was hinter diesen Redensarten steckt, wissen die offiziösen Blätter, welche die diplomatische Vogelsprache verstehen, artig auszuplaudern und man kann es auch sonst aus dem Verhalten der Machthaber unschwer entnehmen.

Schon im Laufe der Delegationstagung sprach sich der Führer des Hochadels, Fürst Schwarzenberg, für einen gewaltsamen Eingriff Oesterreichs auf dem Balkan aus, weil Oesterreich-Ungarn eine Gebietserweiterung Serbiens nicht dulden dürfe, ohne daß es Gefahr liefe, die teuer erworbenen südslawischen Länder zu verlieren. Der feudale Magnat verriet da den Kern der „österreichischen Interessen", aber doch nur die halbe Wahrheit! Man weiß von der Annexionskrise her, daß Oesterreich-Ungarn den Sandschak geräumt hat unter der Bedingung, daß die Türkei dieses Territorium niemand anderm abtrete. Damals hat niemand die Zurückziehung der österreichischen Besatzung ernst genommen, selbst als sie bereits vollzogen war. Man wußte, daß dieses Verlegenheitsmittel nur den Zweck hatte, die Gegner der Annexion zu beschwichtigen. Wie sehr diese mit ihrem Verdachte, daß Oesterreich-Ungarn auf den Sandschak nicht definitiv und endgültig verzichten wolle, recht hatten, zeigt sich jetzt. Kaum begann Serbien seine Mobilisierung, hieß es in der österreichischen Regierungspresse, der erste Einfall der Serben sei in den Sandschak geplant und das wäre für Oesterreich-Ungarn unerträglich, ein casus belli. Die serbische Regierung ließ daraufhin kategorisch erklären, daß sie nicht daran denke, sich des Sandschak zu bemächtigen und daß sich der Einmarsch serbischer Truppen nach einer andern Richtung vollziehen würde, um nur ja bei niemand Anstoß zu erregen. Der Niemand, vor dem man sich in Belgrad fürchtet, ist Oesterreich-Ungarn. Wie leicht könnten ein paar Donaumonitore vor der Residenz König Peters erscheinen! Als die Türkei den Weitertransport serbischer Kriegsmunition von Saloniki verbot, drohte die Belgrader Regierung mit der Abberufung ihres Gesandten in Konstantinopel. Oesterreich-Ungarn tut dasselbe, obgleich sich Serbiens Mobilisierung nicht gegen den großen Donaustaat richtet und die Deutschmeister sicher sein können, daß sie zunächst nur von den K. K. ärarischen Pulvermagazinen bedroht sind. Trotzdem läßt die Wiener Regierung die für Serbien bestimmten Munitionssendungen nicht passieren und Serbien — droht nicht mit der Abberufung des Wiener Gesandten.

Diese Tatsachen sprechen deutlicher als alle offiziösen Zeitungsartikel, diplomatischen Noten und Regierungserklärungen. Sie illustrieren den wahren Standpunkt Oesterreich-Ungarns zum Balkanproblem: Nichts zuzulassen, was die Machtverhältnisse zuungunsten Oesterreich-Ungarns verschieben könnte. Die Türkei soll erhalten werden um jeden Preis, auch um den der Verewigung der Kriegsgefahr. Den Teufel mit Belzebub auszutreiben, war von jeher ein Prinzip der Machthaber Oesterreich-Ungarns. Sicher wäre es nicht die schlechteste Politik, den Statusquo aufrechtzuerhalten, wenn — dies eben ohne bewaffnete Intervention möglich wäre. Es ist schließlich zu begreifen, daß Oesterreich-Ungarn jetzt keine besondere Lust verspürt, nach Saloniki vorzudringen, vor dessen Hafen französische und englische Kriegsschiffe kreuzen. Aber es ist kaum denkbar, daß die Balkanstaaten sich mit dem für sie unbequemen Zustande zufrieden geben, zumal sie alle Ursache haben, an die Rückendeckung durch Rußland glauben zu dürfen. Denn sicherer noch als Serbiens Drang nach einem Zugang zum Meere ist Rußlands Drang nach Konstantinopel oder doch nach Oeffnung der Dardanellen. Anders wäre ja die Kühnheit der Balkanstaaten der Türkei gegenüber gar nicht zu erklären, wenngleich der Krieg mit Italien und noch mehr die Aufstände in Albanien eine, wie die Balkanstaaten glauben, für sie höchst günstige Gelegenheit geschaffen haben. Weder Serbien noch Bulgarien können es über sich bringen, Rußland einen Verrat an den slawischen Interessen zuzumuten. Und ebensowenig wollen sie sich einreden lassen, daß das halbslawische Oesterreich-Ungarn ihnen ernstlich weh tun könnte und sie daran hindern werde, die slawischen Brüder, die noch unter der ottomanischen Herrschaft leben, zu befreien.

Trotzdem ist kein Zweifel, daß Oesterreich-Ungarns Ehrgeiz dahingeht, die Türkei mitsamt den Balkanstaaten in ihrer für den Donaustaat so ungefährlichen Schwäche zu konservieren, wenn dies aber durchaus unmöglich sein sollte, sich auf dem Balkan derart festzusetzen, daß es Rußland daselbst Schach bieten kann. So ist es zu verstehen, wenn Oesterreich-Ungarn als „katholische Großmacht" aufgerufen wird, die unter dem Türkenjoch seufzende Christenheit zu schützen; wenn die Thronfolgerpartei das sagenhafte Protektorat Oesterreichs über die katholischen Albaner als Vorwand benutzt sehen will, gegen Saloniki vorzustoßen und den Italienern, die gleichfalls darauf reflektieren, zuvorzukommen, bevor sie noch in der Lage sind, ein Veto einzulegen. In unverantwortlicher Weise hetzt die klerikale Presse zu einem derartigen Handstreich, unbekümmert darum, daß derselbe Oel ins Feuer gießen und Europa mit unfehlbarer Sicherheit in Brand stecken würde. Oesterreich als Schirmherr des Christentums sei das Panier; Graf Aehrenthal habe der Türkei das Versprechen abgenommen, den Sandschak an niemand abzutreten, d. h. weder an Serbien, noch an Montenegro. Oesterreich dürfe sich also von den Großmächten nicht in den Arm fallen lassen, sondern müsse, statt der rettungslos verlorenen Türkei den Arm zu leihen, seine Kraft für sich selbst einsetzen.

Von welcher Verwegenheit diese Aspirationen der schwarzgelben Kamarilla und ihrer klerikalen Garde sind, lehrt ein Blick auf die ethnographische Zusammensetzung Albaniens: Nach einer annähernd richtigen Schätzung leben daselbst 22 000 Türken (Mohammedaner), 260 000 mohammedanische Albanesen, 110 000 orthodoxe Albanesen, 165 000 katholische Albanesen, 30 000 orthodoxe Serben, 40 000 mohammedanische Serben, 20 000 orthodoxe Bulgaren, 110 000 orthodoxe Griechen, 190 000 orthodoxe Macedowalachen, 11 000 Juden, 12 000 mohammedanische Zigeuner.

Und nicht weniger bunt ist das Völkergemisch in Macedonien, wie folgende schätzungsweise Uebersicht ergibt: 544 340 Türken (Mohammedaner), 1 028 650 christliche Bulgaren, 136 170 mohammedanische Bulgaren, 639 600 mohammedanische Albanesen, 12 000 orthodoxe Albanesen, 9740 katholische Albanesen, 230 580 orthodoxe Griechen, 50 745 orthodoxe Macedowalachen, 61 910 Juden, 39 470 mohammedanische Zigeuner, 1260 mohammedanische Tscherkessen.

Um diese 3 089 000 Menschen, die in neun Nationen und sechs Konfessionen zerspalten sind, wollen die Kriegshetzer in den Balkanstaaten und in Oesterreich-Ungarn halb Europa in Brand stecken! Angesichts dieses frevelhaften Beginnens gibt es für die Sozialdemokratie aller Länder nur eine Parole, wie sie denn auch in der österreichischen Delegation von unsern Genossen ausgegeben wurde: Krieg dem Kriege!

S. K.

Der Balkankonflikt.

Die ersten Kämpfe.

An der türkisch-montenegrinischen Grenze haben die Kämpfe begonnen, und zwar an der Nordostgrenze Montenegros, bei Berane, auf türkischem, an der Südgrenze auf montenegrinischem Gebiet bei Podgoritza. Ueber den ersteren Kampf, bei dem es sich um einen Ueberfall der Montenegriner auf die kleine Grenzfestung Berane handelt, wird aus Saloniki gemeldet, es werde versichert, daß die Montenegriner

---

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Skjoldborg. — Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldi.

1]

1.

Die Hallumer Höhen zeichnen sich am Horizont in so wunderbar schönen und schlichten Linien ab, als habe Gottes Finger diese Linien am Morgen aller Morgen selbst gezogen. Vor Kraft strotzend, wie der Rücken eines Riesentieres, dessen Füße tief in der Erde wurzeln, liegen sie da.

Deshalb zieht diese Höhenlinie auch allemal den Blick auf sich, sei es, daß man den Weg benutzt, der dicht daran vorbei führt, oder daß man sie nur in der Ferne, sich leicht und zart von den Wolken abhebend, schimmern sieht.

Bei trübem Wetter stehen die Hügel schwermütig da, als grübelten sie über ihre eigenen Schatten. Der Weg haftet verstohlen an ihnen vorbei dem offenen, sonnigen, flachen Lande zu.

Bei milder Beleuchtung jedoch fesseln diese weiten heidebewachsenen Erdhügel durch ihren Liebreiz; namentlich bei sinkender Sonne liegt es wie ein ewiger Friede auf diesen unberührten Höhen.

Nur hier und da sieht man einen Fußsteig oder einen Hohlweg. Die wenigen Menschen, die hier wohnen, sind kleine Leute, die ein billiges Fleckchen Erde gefunden haben, wo sie untergekrochen sind. Und diese Leute gehen hin und her auf den Fußsteigen mit den schweren Schritten der Armen; still und schweigsam bewegen sie sich in der großen Einsamkeit.

Eines Tages, es ist der erste November, kommt ein junges Mädchen durch die Talsenkung gegangen, die das Langetal heißt; gerade jetzt kommt sie hinter einem vorspringenden Hügelknoten zum Vorschein.

Diese hier geht nicht stille; man könnte weit eher sagen, daß sie über den weichen, halbwelken Grasboden dahintanzt.

Sie mag ungefähr achtzehn Jahre zählen.

Es ist Sara, die Tochter des Weidenhäuslers: — es war nicht leicht gewesen, Namen für all die vielen Kinder zu finden.

Sie ist die Tochter eines arbeitsgewohnten, wetterharten Geschlechts. Hier auf den Sandhügeln ist sie groß geworden. Hier oben gehört sie hin. Sie ist eines der armen Mädel hier draußen von den Höhen, die von klein auf sich ihr Brot bei Fremden verdienen müssen.

Hübsch ist sie nicht mit ihrem rötlichen Haar und den hervorspringenden Backenknochen. Doch ihre zarte Haut, ihre blendendweißen Zähne und ihre blitzenden blauen Augen leuchten einem förmlich entgegen. Ueber ihrer Person liegt ein Schimmer von Unschuld und Gesundheit, und ihre Augen und ihr Mund lassen ahnen, daß sie heimlich im Herzen etwas Teures, Helles trägt.

Sie schreitet über den Erdboden hin als würde sie von irgend etwas in ihrem Innern sanft gehoben. Ihre Hüften sind voll Leben, und eine kitzelnde Unruhe ist in ihren Schultern.

Jetzt geht sie erst nach Hause zu den Eltern und den Geschwistern, und dann soll sie ihre neue Stellung antreten im Wiesenhof unten am Fjord. . . . Es war Anders, der Sohn, der sie gedungen hatte. Sie hatten auf ein paar Sommerfesten viel miteinander getanzt — wie der zu führen verstand . . .

Sie lächelt und kann gar nicht ordentlich und vernünftig auf ihren Beinen gehen; sie muß dann und wann 'mal einen kleinen Sprung machen.

Es ist auch niemand da, der sie sieht; sie kann sich daher gehaben, wie sie will. Und dann macht sie noch einen kleinen Sprung.

Sie betrachtet ihre netten Knöpfschuhe; sie sind funkelnagelneu. Sie hebt den Rocksaum etwas, um zu sehen, wie sich ihre Füße darin ausnehmen.

Sara war noch nie in ihrem Leben so fein wie heute: braunes wollenes Kleid, schwarze anschließende Tuchjacke und Mütze, Kragen und Muff aus Pelzwerk. — Diese Pelzgarnitur war es, die so viel gekostet hatte, daß der ganze Lohn draufgegangen war. Damit würden sie zu Hause nicht einverstanden sein.

Sara seufzt bei dem Gedanken daran. Gleich darauf jedoch spitzt sie den Mund und flötet ein paar Töne.

Jetzt hat sie ein fließendes Wasser erreicht.

Sie ist der Talsenkung gefolgt, die sich — gleich einem launenhaften Fjord — zwischen den Höhen aus- und einbuchtet. Jetzt ist sie an der Stelle angelangt, die sie so gut kennt und wo in alten Zeiten die Leute tief hineinsanken in den Morast. Es ist ein Fleckchen Erde mit schilfbewachsenen Sümpfen und mehreren dunklen Wasserlöchern. Alles steht hier und wächst von selber, ohne daß je eines Menschen Hand daran rührt. Schilf und Gras schießt im Wasser in die Höhe, verfault und wird zu Moorboden. Das von den Höhen herabrieselnde Wasser sickert durch diesen sumpfigen Boden und rinnt später weiter: ein kleiner klarer Bach.

Hier muß sie hinüber! Sie bleibt stehen. Sie horcht auf das Wasser, welches plätschert und rieselt und rinnt, alles so deutlich hörbar in der tiefen sie umgebenden Stille. Ein Weilchen hält sie inne; sie scheint auf etwas zu lauschen, das in ihrer eigenen Brust quillt und rieselt und rinnt.

Wie aus einem Traum erwachend, blickt sie auf, seufzt leicht — springt dann über die beiden nassen Felssteine, durch die der Bach sich hindurchpreßt, und läuft, einmal im Zuge, gleich noch ein Stückchen weiter.

Ihre Hand gleitet an dem Pelzkragen nieder und streichelt den Muff. Sie führt den weichen Pelz schmeichelnd an die Backe und begräbt die Nase darin.

Plötzlich lacht sie laut auf. Um sich etwas Luft zu machen in ihrer Ausgelassenheit, ist sie nahe daran, laut zu rufen. Aber sie besinnt sich; sie gibt es plötzlich auf, als fürchte sie, daß dort drinnen in den Bergen etwas wach werden könne.

Jetzt schrägt sie hinauf nach dem Schulsteig. Sie muß das Kleid schürzen, damit es nicht zu innig mit dem Heidekraut in Berührung kommt, das zu beiden Seiten des tief ausgetretenen Fußsteiges hängt.

Seitwärts liegen die gewaltigen Sandhaufen, von der Zeit her, als der Starpholtmann tief unten aus den großen Gruben den Mergel holte. Hier kam Svend Post ums Leben, und hier hatte sich die Hoch-Hanne ertränkt. Es waren ihrer wohl noch mehr. Das versteckte Grab, das die Höhen verbargen, hatte es den Leuten angetan.

Flüchtigen Fußes eilte sie daran vorbei.

Eine Schar Krähen zieht gegen Osten dem Wäldchen zu, das im Schutze der Berge liegt; die schwarzen Vögel zeichnen sich scharf ab gegen das helle Himmelsgewölbe, dessen Kuppel gleichsam von den höchsten Spitzen ringsum getragen zu werden scheint. Sie beugt sich vornüber und strebt der Spitze zu. Oben angekommen, füllt sie die Brust mit Luft, die sie langsam wieder durch die roten Lippen ausstößt.

Frisch und blühend steht das achtzehnjährige Kind der Heidehügel hier oben und blickt hinaus in die weite Welt. Die fernen Toruper Berge gen Westen gleichen in ihrer Farbe und Zartheit den Wolken; die schweren Erdmassen scheinen zu schweben; sie sehen nicht mehr irdisch aus, sie wirken märchenhaft. Und im äußersten Osten streckt das Möruper Moor sich sehnsüchtig dem Meere entgegen.

Es gibt keine festen Grenzen. Es blaut unendlich nach allen Seiten hin.

Sie späht. In ihren weitgeöffneten Augen liegt es wie erwachende Sehnsucht, und sie steht da wie ein Vogel, der davonfliegen will.

Es liegt ein heidebewachsener kleiner Hügel in der Nähe. Sie steigt hinauf, um besser sehen zu können. Sie muß so hoch hinauf wie nur möglich.

Vor ihr die Ebene, die bis an den Fjord hinabreicht, ist fruchtbar und dicht mit Häusern bestanden. In den Rübenfeldern wird gearbeitet, und alle Windmühlen drehen sich in dem frischen Winde. Ein paar beladene norwegische Schaluppen kreuzen hinauf, und eine Galeasse mit hoch aus dem Wasser ragendem, leerem Schiffsrumpf eilt mit ausgebreiteten Segeln vorwärts, der Fjordmündung zu. Jenseits des blauen Fjordstreifens stehen die nackten, jähen Lehmabhänge merkwürdig träumend ganz draußen im Wasser.

Die Sonne scheint nicht, und doch ist es ein klarer Tag. Es liegt wie ein heller Lichtstreifen über dem Fjord, über dem Flachland, wo die Rübenfelder in den bunten Farben des Herbstes welken, über den weißgetünchten Häuserfronten.

Saras Blick heftet sich auf den Wiesenhof. Hoch und schlank erhebt sich ihre Gestalt dort oben auf dem Hügel, straff vor jugendlicher Erwartung, während sie lange, lange den Bauernhof betrachtet, dessen runde geöffnete Türöffnung ihrer wartet.

Ihr Kopf ist ein wenig seitwärts gebeugt, als horchte sie auf einen Ton aus weiter Ferne. Und ihre großen, klaren Augen drücken die Lebensverwunderung des jungen Gemütes aus.

Der Wind preßt das Kleid gegen ihren Körper und gegen die Knie und wickelt es in Falten um ihre Beine. Mit hoher Brust und weitgeöffneten Nüstern trinkt sie die frische Luft in sich hinein, die sausend über die Höhen fährt.

Sie beginnt den Hügel hinabzusteigen, doch wird alsbald ein Laufen daraus, und schneller geht es die Böschung hinab, daß die Röcke nur so fliegen. Schließlich vermag sie gar nicht mehr innezuhalten. Es sieht fast gefährlich aus. Sie muß stolpern. Sie weiß es, denn ihr wird angst, und trotzdem lächelt sie wie in einem süßen Schauder.

Endlich stürzt sie kopfüber hin und rollt ins Heidekraut. Dort bleibt sie einen Augenblick ganz still liegen. Dann aber ertönt ein helles, überlautes Lachen, wie ein glückender Strom unten zwischen den Heidekrautbüscheln.

Nur noch wenige Schritte, und gerade vor ihr liegt das Weidenhäuschen auf halber Höhe eines Berges. Bei diesem Anblick wird ihr Blick so ruhig, so voll Frieden und herzlicher Freude. Es ist das Vaterhaus.

Rings um das Häuschen herum wächst kurzes, immergrünes Gras von der Art, wie man es auf Wällen sieht. Hier will das Heidekraut nicht gedeihen. Das Grüne endet nach unten zu in einer Spitze. Dort liegt der Brunnen, der Quell, das heißt ein offenes Wasserloch, daraus die Bewohner des Weidenhäuschens ihr Wasser holen, indem sie einfach einen Eimer hineintauchen. Es war einmal dort ein Garten, doch ist er aufgegeben. Die Menschen sind wohl der Mühe überdrüssig geworden. Man sieht dort nur noch ein paar moosbewachsene Stachelbeerbüsche und eine einzelne Weide, die so alt ist, daß niemand sehen kann, ob sie noch lebt oder ob sie eingegangen ist. Sie krümmt sich gen Osten und die Zweige ebenfalls, wie ein verkrüppeltes altes Weib, dessen Haare wild flattern, das aber noch bis zuletzt den Rücken steift.

Das Haus selber sieht zusammengedrückt aus infolge des schweren, hohen Strohdaches und der niederen Lehmwände. Unterm Dachfirst kommen ein paar kleine Fenster zum Vorschein; recht kümmerlich und fast wie traurig sehen sie aus.

Es ist nur ein ärmliches Kätnerhäuschen, vom Sturm zerzaust und gebrechlich, und es liegt so geduldig und läßt Wind und Wetter über sich ergehen.

Das Weidenhäuschen ist der Mittelpunkt, von dem aus Fußsteige nach allen Richtungen hin laufen. Die Menschen hier haben sich von jeher ihren Unterhalt von weit her holen müssen. Jakob, der Weidenhäusler, geht getreulich in aller Frühe jeden Morgen und kehrt jeden Abend spät zurück auf diesen Steigen, die er mit seinen eisenbeschlagenen Holzschuhen tiefer und tiefer höhlt. Das tut er nun schon vierzig Jahre lang.

Auf diesen Wegen haben die Eltern ihre Kinder hinausgesandt in die Welt, immer eins nach dem andern, im ganzen zehn an der Zahl. Das erstemal begleitete die Mutter sie so weit, daß sie, zurückblickend, das Vaterhaus nicht mehr sehen konnten. Denn die Mutter weiß aus eigener Erfahrung, welche Macht eine solche Hütte wie das Weidenhäuschen ausübt, wenn ein Kind sie verlassen soll. Waren sie dann die letzte Böschung hinabgeschritten, dann hat sie ihr Kind geküßt und es mit tausend Ermahnungen fortgeschickt. Sie hat genickt und gelächelt, als sei sie vergnügt, während ihr doch die Tränen die Brust zuzuschnüren drohten. Und der kleine Knirps oder das Mädchen haben einen wehmütigen Abschied genommen und sind mit ihrem Bündel auf dem Nacken davongetrabt. Endlich ist noch mehrmals gewinkt worden.

Mit der Erinnerung an eine Mutter, die hoch oben steht und mit der Hand zum Abschied winkt, und dem Bild des Vaterhauses da drinnen in den Bergen zieht das Kind fort.

(Fortsetzung folgt.)